

Zeitschrift: Burgdorfer Jahrbuch
Herausgeber: Verein Burgdorfer Jahrbuch
Band: 67 (2000)

Rubrik: Jahresbericht der Casino-Gesellschaft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jahresbericht der Casino-Gesellschaft

Willi Fankhauser

Die Casino-Gesellschaft Burgdorf eröffnete ihre Vortragssaison 1998/99 am 26. Oktober 1998 mit der ordentlichen Hauptversammlung in der Stadtbibliothek.

Mit Genugtuung registriert der Vorstand die stetig steigenden Besucherzahlen, und er fühlt sich durch das rege Interesse des Publikums in seinen Bestrebungen, anspruchsvolle Themen durch qualifizierte Referentinnen und Referenten behandeln zu lassen, bestätigt.

Geschichten aus einem Bergdorf

Im zweiten Teil las Heinz Häslar, Kkdt a D, Generalstabschef 1990–1992, Gsteigwiler, in «Wyler Tüütsch» aus seinem schriftstellerischen Werk, wobei «Geschichten aus einem Bergdorf» im Zentrum standen.

Heinz Häslar, in Gsteigwiler als Bauernbub aufgewachsen, blieb seiner Heimat zeitlebens treu, gab seinen Wohnsitz in Wyler nie auf und kehrte nach Abschluss seiner militärischen Karriere mit seiner Familie wieder zu «seinen Wylern» zurück.

Er spricht ihre Sprache unverfälscht, kennt Weg und Steg, und in seinen Geschichten und Gedichten vom einfachen, kargen Leben der Bergler tritt uns eine Welt gegenüber, die wir längst in die Tiefen der Vergangenheit versunken wähnten und die dank der Sprachkunst Häslers wieder bildhaft vor uns auftaucht und zu neuer Wirklichkeit ersteht.

Vieles in Heinz Häslers Band «Der Franzos un ander Gschichti u Gedicht» ist autobiografisch, lässt uns Erinnerungen des Autors an Zeiten und Gestalten, die längst nicht mehr da sind, miterleben, und immer wieder schlägt die sprachliche Gestaltungskraft, die meisterhafte Fähigkeit Häslers, die

Gsteigwiler Mundart so differenziert und treffend zu verwenden, die Zuhörschaft in Bann. Kein Wunder, dass Heinz Häslers Lesung ein tief beeindrucktes, wahrhaft beglücktes Publikum zurückliess.

Mundartschrifttum im Frutigland: Maria Lauber, 1891–1973

Bereits am 9. November 1998 folgte der zweite Vortrag im Rahmen eines fünfteiligen Berner Oberland Zyklus. Dr. Erich Blatter, Oberassistent und Lektor am Institut für Germanistik der Universität Bern, sprach über «Mundartschrifttum im Frutigland: Maria Lauber, 1891–1973».

Der Referent, dessen Fachgebiet während des Germanistik-Studiums vor allem die Dialektologie der deutschen Schweiz war, dissertierte 1991/92 über «Maria Lauber. Eine Lebensbeschreibung».

Dr. Blatter schritt in seinem Vortrag vorerst die wichtigsten Lebensstationen der Dichterin ab und zeigte dann auf, wie die Autorin autobiografischen Stoff literarisch verarbeitete. Schliesslich ging Erich Blatter der Frage nach, warum sich die Frutigtalerin in ihrem dichterischen Werk fast nur der Mundart und nicht der Schriftsprache bediente.

Dem aufmerksamen Zuhörer wurde im Verlaufe der literaturwissenschaftlich und psychologisch ausserordentlich fundierten Analyse des umfangreichen Werks der Oberländer Dichterin bald einmal klar, wie auffällig häu-

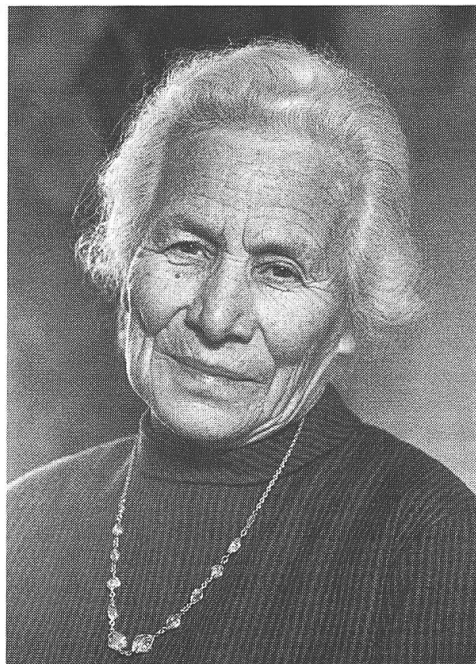


fig offenkundige Parallelen zum Werk des Emmentaler Dichters Simon Gfeller festzustellen waren: Gemeinsam war beiden die bescheidene bergbauerliche Herkunft und das damit zusammenhängende enge Verhältnis zur Natur, zur bäuerlichen Kultur und zur ländlichen Bevölkerung.

Beide waren nach der Lehrerausbildung in ihre angestammte Heimat zurückgekehrt, um dort während Jahrzehnten zu unterrichten, ohne je einen Ortswechsel in Betracht zu ziehen. Und ist es nicht auffällig, dass bei der Tutor und Förderer der Berner Sprachgelehrte Otto von Greyerz war? Damit aber nicht genug: Maria Lauber und Simon Gfeller hatten ihre ersten Werke in der Hochsprache verfasst, diese aber später in Mundart umgearbeitet, weil beide ihre Muttersprache als lebenswichtiges Medium betrachteten und deren Verlust als Verlust der Heimat empfunden hätten.

Dr. Erich Blatter verstand es ausgezeichnet, Maria Laubers breitgefächertes literarisches Werk, welches in seiner Gesamtheit der einheimischen Sprache, der Wesensart von Land und Leuten sowie dem im Frutigtal beheimateten Volksbrauchtum ein gültiges Denkmal errichtet, eindrücklich vorzuführen.

Die Natur mit den Augen eines Bergbauern gesehen

Am 23. November 1998 berichtete der in Reichenbach im Kandertal als Landwirt und Viehzüchter lebende alt Nationalrat Fritz Hari in einem Diavortrag über das Thema «Die Natur mit den Augen eines Bergbauern gesehen».

Der mit den Schönheiten, aber auch mit den Gefahren seiner Bergwelt bestens vertraute Landwirt, Naturfreund, Bergsteiger und Fotograf verstand es ausgezeichnet, dem interessierten Publikum die Wunder der Natur, aber auch die Sorgen und Nöte der Bergbevölkerung nahe zu bringen.

So staunte man denn über die beinahe unübersehbare Fülle herrlicher Bergblumen auf üppigen Alpweiden, erfreute sich am Anblick blitzsauberer Häuser vor der imposanten Kulisse schneebedeckter Berggipfel und vergass darob beinahe, dass in dieser prächtigen Bergwelt Menschen leben, die seit vielen Generationen da droben ausharren, auch wenn vom Berg stets Lawinen, Felsstürze und Überschwemmungen drohen und die wirtschaftliche Existenzgrundlage immer schmaler wird. Fritz Hari zeichnete indes in seinem ohne Manuskript und in urchigem Oberländer Deutsch vorgetragenen Referat keineswegs nur ein Bild heiler Bergwelt!

Er wies vielmehr eindringlich auf die erschwerten Bedingungen hin, unter denen im Berggebiet Landwirtschaft betrieben wird. So wurden etwa viele kleinere Dörfer verkehrstechnisch erst spät erschlossen, so dass es jungen Menschen lange Zeit kaum möglich war, im Tal besser entlohnter Arbeit nachzugehen.

Auch wenn diesbezüglich in den vergangenen zwanzig Jahren vieles besser geworden ist, die Familien heute weniger kinderreich sind und Maschinen nun auch in schwierigem Gelände eingesetzt werden können, so drohen doch die Naturgewalten immer noch, drücken neue wirtschaftliche Sorgen schwer, und ohne den vollen Einsatz aller, besonders auch der Kinder, die schon früh Verantwortung zu übernehmen haben, geht gar nichts. Mit verdientem Applaus verdankten die Besucherinnen und Besucher die engagierten Ausführungen des prominenten Gastes.

Elemente der Volkskunst

Am 11. Januar 1999 führte Dr. Erika Derendinger, die Burgdorfer Germanistin und Oberassistentin am Institut für Germanistik der Universität Bern, eine interessierte Zuhörerschaft in die «Elemente der Volkskunst» ein.

Die Referentin stellte im ersten Teil ihres Vortrags die Entwicklung des Begriffs «Volkskunst» dar, indem sie von den Begriffen «Volk» und «Kunst» ausgehend darlegte, wie sich der Ausdruck «Volk» von der Bezeichnung für Kriegsscharen in altdeutscher Zeit zur Bezeichnung für die Bewohner eines Territorialstaates in der Aufklärung und schliesslich in der Romantik zur Benennung der Unterschicht der Bevölkerung, insbesondere der Bauern, wandelte.

Ähnlich facettenreich, so Frau Dr. Derendinger, ist der Begriff der «Kunst». Während nach Kriterien der westlichen Welt in die moderne Definition von Kunst der Aspekt des Kreativen und Spielerischen, das Vorhandensein formaler Strukturen, ästhetisches Empfinden beim Kunstgenuss und letztlich die Umwandlung von Wirklichkeit in Symbole gehören, Kunst also nichts Praktisches und Handwerkliches ist, machten die meisten anderen oder früheren Kulturen keinen prinzipiellen Unterschied zwischen Handwerkern und Künstlern, das heisst zwischen «Volkskunst» und «richtiger Kunst». Historisch gesehen beginnt die Zeit der Volkskunst mit dem Auftauchen profaner Kunst, und um 1500 wird das faktische Kunstmonopol der Kirche gebrochen. Den eigentlichen Aufstieg der Volkskunst zum Gegenstand

der Kulturwissenschaft bereitete aber erst die Romantik vor. Bemalte und geschnitzte Möbel, besonders Truhen und Schränke, galten in erster Linie als Volkskunst. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Volkskunst begann aber erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts.

Das Dritte Reich und der Zweite Weltkrieg hinterliessen nicht nur reale Trümmer, sondern auch verheerende Schäden in Wissenschaften, die mit dem Nazi-Regime zusammengearbeitet hatten und deshalb moralisch disqualifiziert waren.

Der Neubeginn der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Volkskunst begann deshalb nach dem Krieg an den Rändern des deutschen Kulturbereichs, unter anderem in der Schweiz (Richard Weiss).

Die Forschung ist sich heute einig, dass es sich in den volkstümlichen bildlichen Gestaltungen um eine Zeichensprache handelt, um verschlüsselte Aussagen oder «Bildbotschaften», die gelesen und gedeutet werden können.

Zum Schluss führte Dr. Derendinger anhand von Lichtbildern eindruckliche Beispiele symbolhafter Elemente vor: etwa den schon in der Edda auftauchenden Lebensbaum oder die immer wieder in mannigfachen Formen vorkommenden Bezüge zu astronomischen Erscheinungen wie Mond, Sonne, Sternen.

Ländliche Architektur im Berner Oberland

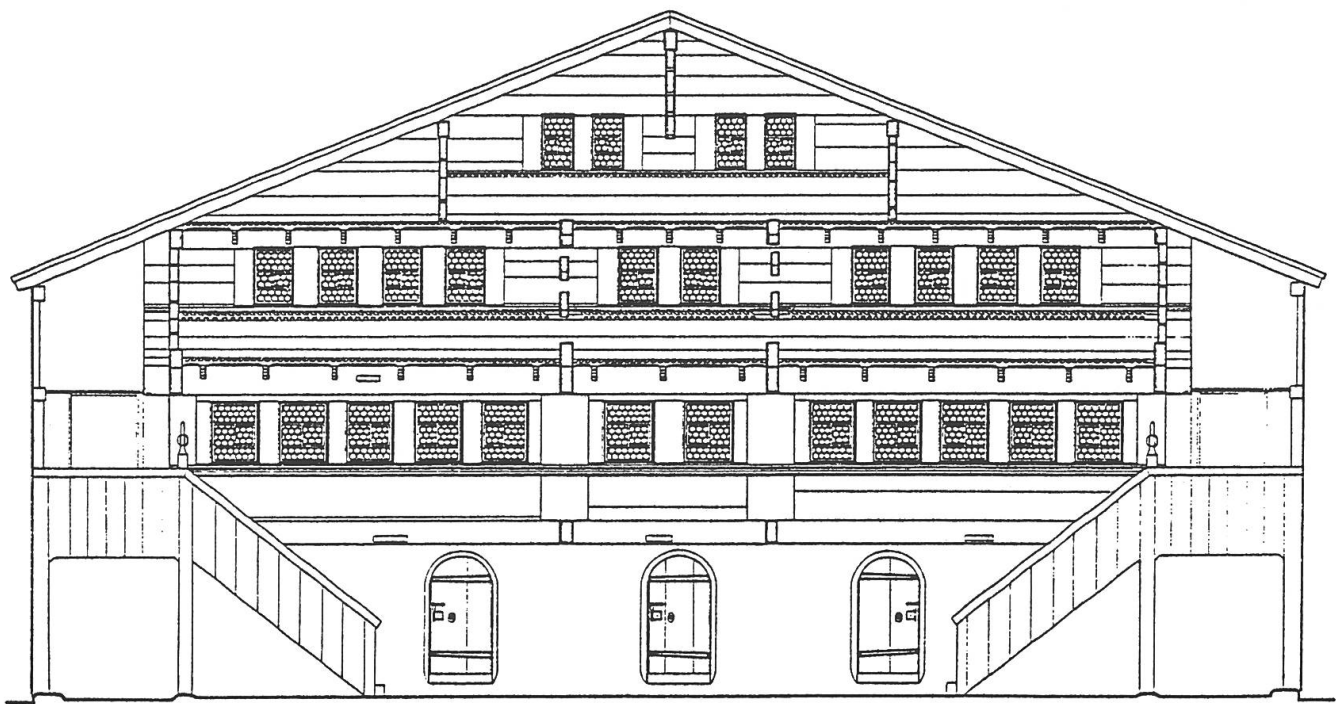
Der letzte Vortrag des Berner Oberland Zyklus fand am 25. Januar 1999 statt: Professor Dr. Peter Glatthard, Dozent für Dialektologie und Volkskunde der deutschen Schweiz an der Universität Bern redete über das Thema «Ländliche Architektur im Berner Oberland».

Der Referent, wohl einer der besten Kenner des Berner Oberländer Bauernhauses, führte die verschiedenen Haustypen wie das eigentliche Oberländer Haus, das Frutig Haus und das Simmentaler Haus in Wort und Bild vor, immer mit dem Ziel, die Schönheit der Oberländer Bauernhäuser mit verstehenden Augen sehen zu lernen.

Professor Glatthard ging von den einzelnen Elementen der ländlichen Architektur aus und machte nachvollziehbar, wie sich Geschossaufbau, Wandgliederung, Schaufassade und mannigfaltige Schmuckformen, aber ebenso sehr Dachkonstruktion und Dachformen abschliessend zum barocken ländlichen Gesamtkunstwerk verbinden.

Der Referent verstand es, der Zuhörerschaft die Zusammenhänge und Wechselwirkungen zwischen Sprach- und Kulturraum einerseits, Wirtschafts- und Arbeitsraum andererseits aufzuzeigen und gemäss dem Architekturgrundsatz «form follows function» erkennbar zu machen, wie eng Landschaft, Klima und davon abhängige menschliche Tätigkeiten verknüpft sind und in der Folge zur grossen Vielfalt landschaftstypischer Bauformen führen. In einer kulturhistorischen Gesamtschau bernischer Bauernhäuser des Mittellands und des Oberlands wies Professor Glatthard auf das Vorherrschen der Ständerbauten im Norden und die Dominanz der Blockbauten im Süden hin, wobei er ganz speziell die Mischformen beider Typen im Simmental hervorhob.

Die meist anonymen Zimmerleute, die diese Kunstwerke der Symmetrie schufen, waren Meister der Proportionen, und ihre klingenden Schöpfungen können am ehesten mit den Wohlklängen musikalischer Werke verglichen werden.



Berlin – Erfahrungen mit einer Grossbaustelle

Um ganz andere bauliche Dimensionen ging es im Vortrag vom 8. Februar 1999: Der Burgdorfer Bauingenieur Dr. sc. techn. ETH Peter Hufschmied referierte über «Berlin – Erfahrungen mit einer Grossbaustelle»:

Dr. Hufschmied, vor fast 30 Jahren Absolvent der Ingenieurschule Burgdorf, berichtete in seinem spannenden Referat über die Erfahrungen, die er als Schöpfer und Realisator eines für Europa einmaligen Konzepts für den Baustellenverkehr und die Baustofftransporte im Zusammenhang mit der Grossbaustelle im zentralen Bereich von Berlin gemacht hat.

Dass der Schweizer Bauingenieur sowohl in der Planungsphase als auch während der vier Jahre dauernden Tätigkeit als Leiter der Baustellenlogistik ganze Arbeit geleistet hat, beweist die Tatsache, dass er für seine hervorragenden Dienste mit dem Verdienstkreuz des Landes Berlin ausgezeichnet worden ist.

Nach einem knappen Rückblick auf die Geschichte Berlins von der altsteinzeitlichen Siedlung bis zur Zerstörung der Grossstadt am Ende des Zweiten Weltkriegs wendete sich Dr. Hufschmied der Realisierung der gewaltigen Bauvorhaben im Zusammenhang mit der Gestaltung der Hauptstadt des wiedervereinigten Deutschlands zu. Die nach der Wende geplanten gigantischen Bauprojekte zwischen Potsdamerplatz, Reichstag und Spreebogen stellten höchste Anforderungen an die Ingenieure, waren doch verschiedene anspruchsvolle Probleme zu lösen: zum einen besteht der Baugrund aus feinkörnigem, schwer zu fassendem Sand. Kommt dazu, dass der Grundwasserspiegel nur knapp unter der Oberfläche liegt und dass ein Absinken desselben während der Bauarbeiten Schäden an den Pfahlfundamenten alter Bauten zur Folge gehabt hätte. Nicht zu unterschätzen war schliesslich die Gefahr, die von unzähligen Blindgängern aus der Kriegszeit drohte.

Dass für eine Grossbaustelle im Zentrum einer Grossstadt mit einem Investitionsvolumen von 25 Milliarden DM innerhalb von acht Jahren der Baulogistik eine zentrale Bedeutung zukam, versteht sich von selbst, musste man doch mit durchschnittlich 42 000 Lastwagenfahrkilometern pro Tag rechnen!

So wurde denn unter der Leitung von Peter Hufschmied ein komplexes Verkehrskonzept erarbeitet, dank dem es gelang, den enormen Lastwagenverkehr von den öffentlichen Strassen wegzubringen, indem man vorhandene Bahn- und Schifffahrtsanlagen wie Potsdamer- und Anhalterbahnhof, Spree und Landwehrkanal ins Bauverkehrsnetz einbezog, so dass die öffentlichen Strassen nur mehr minim mit Lastwagenkilometern belastet wurden. Dr. Hufschmied hat in Berlin wichtige Erfahrungen gesammelt, die er nun als Projektleiter des Neat-Lötschbergbasistunnels einbringen kann.

Frauen und Macht – Frauen mit Macht?

Am 1. März 1999 sprach Frau Eugénie Pollak Iselin über das Thema «Frauen und Macht – Frauen mit Macht?»

Als ehemaliger Chef Frauen in der Armee konnte Frau Pollak mit ihrer reichen Erfahrung aus dem Vollen schöpfen. Sie hat sich während ihrer Karriere persönlich stark mit Macht auseinandergesetzt und illustrierte die verschiedenen Aspekte des Begriffs auf äusserst interessante und faszinierende Weise. Ihre Erläuterungen waren einleuchtend und wissenschaftlich sowie philosophisch fundiert. Frau Pollak erwähnte unter anderem die Irrtümer und Missverständnisse, mit denen der Machtbegriff behaftet ist. Ihre grundsätzliche Einstellung ist, dass Macht an und für sich keine schlechte Sache ist, solange sie der Gerechtigkeit dient, denn ohne Macht kein Recht. Macht heisst nicht Machtmissbrauch; Macht auszuüben kostet Mühe und erfordert Mut. Macht bedeutet nicht nur Recht, sondern auch Pflicht. Macht wird erst zur Willkür, wenn ihr die Rücksichtnahme fehlt. Im weiteren erläuterte Eugénie Pollak Iselin ihre Beobachtungen über Frauen in der Armee, insbesondere die Unterschiede, wie Frauen und Männer mit Macht umgehen. Mit ihren Erfahrungen als Frau in einem traditionell männlich dominierten Umfeld zeigte sie, dass Frauen in der Armee keine Rambos sind, sondern mit ihrem Gerechtigkeitssinn eine wertvolle und notwendige Ergänzung für die Armeestruktur bilden.

(Text: Martin Moser)

Die ersten Minuten und das Schicksal des Universums

Am 15. März 1999 sprach der Physiker und Weltraumforscher Dr. Rudolf von Steiger zum Thema «Die ersten Minuten und das Schicksal des Universums».

Dem Mitarbeiter des International Space Science Institute in Bern gelang es, uns in einem wissenschaftlichen und trotzdem allgemein verständlichen Referat die grundsätzlichen Fragen der Weltraumforschung näher zu bringen. Als vor 14 Milliarden Jahren unser Universum durch den Big Bang (oder Urknall) entstand, waren die ersten Minuten bestimmend für dessen Schicksal. Durch astronomische Beobachtungen gelingt es uns heute, die damals herrschenden Bedingungen zu rekonstruieren.

Die Hauptaufgabe der Kosometrie (Geometrie des Kosmos) besteht darin,

verbindliche Aussagen über Distanzen und Helligkeit der Himmelskörper zu liefern, was mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden ist. Den Anfang seines Vortrags widmete Rudolf von Steiger der Distanzbestimmung und stellte die wichtigsten Methoden zur Distanzmessung vor. Die Resultate der Kosometrie belegen klar, dass das Universum sich unablässig weiter ausdehnt und sich alle Galaxien von uns entfernen, und zwar um so schneller je grösser ihre Entfernung bereits ist. Die gegenseitige Anziehung der Massen genügt nicht, die Expansion zum Stillstand zu bringen oder gar umzukehren, sie wird für alle Zeiten weitergehen.

Ferner erklärte der Referent, wie aus den im Urknall gebildeten leichten Elementen und Isotopen (Deuterium, Helium, Lithium) nach und nach die wichtigsten Elemente Wasserstoff, Stickstoff und Sauerstoff entstanden sind.

Rudolf von Steiger beendete seinen herausragenden Vortrag mit einer kleinen Zeittafel des Universums: vor 14 Milliarden Jahren ist das All entstanden. Seit etwa 6000 Jahren gibt es Kultur, seit rund 40 Jahren Weltraumfahrt. In ungefähr 60 Jahren ist die Verdoppelung des Kohlendioxids in der Atmosphäre zu erwarten. Für die etwas fernere Zukunft stehen uns folgende Ereignisse bevor: eine Eiszeit, ein Asteroideneinschlag, die Explosion der Sonne sowie der Zusammenstoss unserer Milchstrasse mit dem Andromedanebel.

(Text: Martin Moser)

Wayang Kulit / Indonesisches Schattentheater

Die letzte Veranstaltung der Saison gestaltete sich exotisch: am 22. März führte Richard Kunz, Ethnologiestudent an der Universität Bern und Mitarbeiter am Museum für Völkerkunde in Burgdorf anhand von Dias, Transparenten und Videoaufnahmen ins Indonesische Schattentheater «Wayang Kulit» ein (Vortrag im Museum für Völkerkunde).

Seit Jahren beteiligt sich Richard Kunz massgeblich an der Weiterentwicklung des Burgdorfer Museums für Völkerkunde. Seine im Studium von Ethnologie, Sprach- und Religionswissenschaften erworbenen Kenntnisse hat er immer wieder durch ausgedehnte Reisen nach Indonesien erweitert.

Die ganze Vielschichtigkeit und Komplexität des Indonesischen Schattentheaters in einen einzigen «westlichen» Abend hineinkomprimieren zu wollen, wäre dem heute noch praktizierten Ritual – religiöse Zeremonie und

Unterhaltung zugleich – kaum gerecht geworden. Trotzdem gelang es dem Referenten mehr als bloss einen Einblick in eine kunstvolle Theaterform zu vermitteln, deren Wiege in Java liegen soll. In dieser bevölkerungsreichsten und fruchtbarsten Insel Indonesiens (seinerseits der grösste Inselstaat unseres Planeten) ist das Schattentheater zwar bereits seit dem 9. Jahrhundert dokumentiert, vermutlich aber noch viel älter. Im Vergleich zu den uns geläufigen Theaterformen ist im Wayang Kulit fast alles anders:

Die Vorstellung dauert die ganze Nacht über, von 9 Uhr abends bis 6 Uhr morgens. Da ist es verständlich, dass die Aufmerksamkeit des Publikums nicht unentwegt bleibt; es wird geschwatzt, gegessen, getrunken und gar geschlafen. Da die Zuschauenden aber den Inhalt – meist Handlungen aus indischen Epen, mit dem Grundmuster des ewigen und nie endgültig ausgestandenen Kampfes zwischen Gut und Böse – bestens kennen, verlieren sie den Faden der Vorstellung nicht, an der menschliche und mythologische Figuren, wie Götter, Feen und Monster, beteiligt sind. Die «ernsten», oft kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den mehrheitlich männlichen Figuren werden dabei immer wieder durch Humoresken mit clown-artigen Figuren aufgelockert.

Regisseur, Beleuchtungsmeister und Dirigent in einer Person ist der Dalang, der Puppenspieler. Er beherrscht zu jeder Figur – es stehen ihm immerhin deren rund 250 zur Verfügung – passende Stimme, Ausdrucksweise und Bewegungsmuster. Ausserdem gibt er mit einem Holzstock am Fuss dem zum Wayang Kulit gehörenden Orchester jeweils den Einsatz bekannt. Eine solche Leistung ist ohne gründliche Vorbereitung mit u. a. Fasten, Beten und Meditation nicht möglich.

Die bei uns als beliebte Dekorationsobjekte bekannten indonesischen Theaterfiguren des Wayang Kulit sind handgearbeitet und bestehen aus Haut und Horn von Wasserbüffeln. Ihr Charakter und ihre Funktion sind durch bestimmte Merkmale – etwa Form von Nase und Auge sowie Farbgebung – und dem Publikum geläufig gekennzeichnet. Gleichzeitig mit dem Schattenwurf auf der Leinwand sehen die auf der Spielseite niedergelassenen Zuschauenden auch die farbig bemalten Figuren selbst und erleben dadurch die Darstellung von transzendenten Phänomenen ebenso wie jene der materiellen Welt.

(Text: Corinne Bretscher)